



Staats- und
Universitätsbibliothek
Bremen

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen

DFG Projekt Die Grenzboten

Die Grenzboten

Berlin u.a., 1841 - 1922

Cleinow, Georg: Czernin

urn:nbn:de:gbv:46:1-908



Ezernin

Von Georg Kleinow

Ich bin auf meinem Weg ihr Sklave lieber,
Als auf dem ihrigen mit ihnen Herrscher.

Coriolanus II, 1



Dem Nachdenklichen mag eine der bedrückendsten Erfahrungen des Weltkrieges die Erkenntnis sein, wie ungeheuer schrankenlos die Abhängigkeit der Staaten und Völker von Zufälligkeiten ist. Daß der einzelne Soldat, daß die Truppen draußen im Felde oft nicht wissen, welche Lebensbedingungen ihnen die nächste Stunde auferlegen wird, darein hat sich jedermann schnell gefunden: es ist eben Krieg! Daß aber böse oder freundliche Zufälle weit ab vom eigentlichen Kriegsschauplatz, wie sie sich in den Eingriffen einzelner Persönlichkeiten äußern, die Zukunft der Nationen über alle Leistungen und Opfer hinweg innerhalb von Stunden von Grund aus sollen verändern können, diese Notwendigkeit als Begleiterscheinung des Krieges will uns nicht mehr einleuchten. Und doch ist es so. Wir müssen uns nur klar darüber sein, daß das, was wir als Zufall empfinden, in den meisten Fällen doch nur eine Überraschung für uns ist, weil wir nicht imstande sind, alle Verhältnisse, die uns umgeben, dauernd zu übersehen und zu kontrollieren und daher geneigt werden, Überraschungen als Zufälligkeiten anzusprechen, das ist als Erscheinungen, die vollständig außerhalb des Rahmens menschlicher Erwägungen stehen, obwohl sie doch ganz folgerichtig aus einer Reihe von Tatsachen hervorgegangen sind. Immerhin bleiben eine ganze Reihe von Dingen übrig, die wirklich nur auf Zufälligkeiten zurückzuführen sind und eines der schwierigsten Probleme, das den Heerführern gestellt ist, besteht vielleicht in der Notwendigkeit, alle jene Kreise nach Möglichkeit zu verengen, auf denen Zufälligkeiten aufwachsen; darin berühren sich merkwürdigerweise auch die Bestrebungen der obersten Heeresleitung mit den Forderungen der Pazifisten, der aristokratischen Führer mit denen der demokratischen Massen, nur sind die Mittel, die beide anwenden um dasselbe Ziel zu erreichen, verschieden. Eine der Hauptquellen der politischen Zufälligkeiten wird von demokratischer Seite in der Geheimdiplomatie bekämpft, während sich die Liberalen gegen Reichtväter und Jagdfreunde der Staatsoberhäupter wenden.

Grenzboten II 1918

7

sie im Interesse der Kriegführung vollständig auszuschalten, führt den Kampf der Heerführer und Generalstäbe gegen jede diplomatische Tätigkeit herauf, solange der Gegner nicht geworfen ist und um Frieden bittet.

Wie das Opfer eines blind wütenden Zufalls mutet uns der Rücktritt des Grafen Czernin an.

Der österreichisch-ungarische Minister der Auswärtigen Angelegenheiten ist eigentlich ohne ersichtlichen Grund nach kaum sechzehnmonatiger, dabei ungemein erfolgreicher Tätigkeit im Alter von noch nicht sechsundvierzig Jahren von seinem Posten geschieden, um einem Greise von fast siebzig den Platz zu räumen. Mag Baron Burian noch so tüchtig und elastisch sein, — in dem Abgange des Grafen Czernin liegt irgendetwas Unnatürliches und Gewalttames, und daher für die Welt unverständlich Bedrohliches, und das Unnatürliche wird durch die Tatsache, daß sein vierundzwanzig Jahre älterer unmittelbarer Vorgänger nun sein Nachfolger geworden ist, nur noch hervorgehoben.

Wer ist Czernin, daß wir ihm so große Beachtung schenken und Bedeutung beimessen? Ein böhmischer Graf, Großgrundbesitzer wie viele andere, — ein kaiserlicher Diplomat, wie viele andere, vielleicht etwas weniger geschickt als andere!? Im kurzen Lebenslauf, den die Blätter verbreiten, fallen zwei Tatsachen auf: der Hinweis auf die Vertrautheit seines Vaters mit dem verstorbenen Erzherzog Thronfolger Rudolf, obwohl die Beziehungen doch schon viele Jahrzehnte zurückliegen, und die Betonung seiner eigenen Tätigkeit im böhmischen Landtage. Merkwürdigerweise wird von seinen persönlichen Beziehungen zu Franz Ferdinand nichts erwähnt, obwohl sie gerade für seine politische Laufbahn von einschneidender Bedeutung waren.

In der Person des Grafen Czernin war den Habsburgern einer jener Gehilfen herangewachsen, der befähigt schien, das gigantische Werk der Erneuerung Groß-Habsburgs auf sich zu nehmen und durchzuführen. Die äußeren Umstände seiner Herkunft, sein politischer Werdegang und seine Charaktereigenschaften schienen ihn wie keinen zweiten im Lande geeignet zu machen, den Umbau Österreich-Ungarns zu übernehmen.

Als Sohn des k. u. k. Kämmerers, Geheimen Rats, Mitgliedes des Herrenhauses und Besitzers der Herrschaften Dimokur mit Blunic und Winar (bei Prag) wurde Graf Ottokar Czernin von Chudenitz am 26. September 1872 zu Dimokur geboren. Durch seine Mutter, eine Gräfin Anna von Westfalen zu Fürstenberg, kam er in Beziehung zu Norddeutschland und zur Familie der Freiherren von Canitz. Sein Vater starb 1893. Seine Vermählung 1897 mit der Gräfin Kinsky von Wchinitz und Tettau, einer Schwester des Fürsten Kinsky brachte ihn in enge verwandtschaftliche Beziehungen zu einem der reichsten und einflußreichsten Häuser des österreichischen Hochadels. Nach diplomatischen Lehrjahren als Botschaftsattaché in Paris (1900—1902) und als Legationssekretär im Haag (1902/03) betätigte sich Czernin als Landtagsabgeordneter und in seiner Eigenschaft als lebenslängliches Mitglied des Herrenhauses des österreichischen Reichsrates an dem inneren politischen Leben seiner Heimat.

Im Jahre 1913 ging Graf Czernin als außerordentlicher Gesandter und bevollmächtigter Minister nach Bukarest. Dort erwuchs ihm durch den Ausbruch des Weltkrieges die wichtige und schwere Aufgabe, die äußerlich freundlichen Be-

ziehungen, die Österreich-Ungarn mit dem verbündeten Rumänien verknüpften, durch ein berechtigtes und scharfes Mißtrauen zu korrigieren und Wien darauf vorzubereiten, was es von dem unbeständigen Nachbar im Südosten zu erwarten hatte. Als nach der rumänischen Kriegserklärung vom 27. August 1916 die österreichisch-ungarische Regierung im Rotbuch über Rumänien die Geschichte des Verrates der Öffentlichkeit unterbreitete, wurde es deutlich, daß Czernin Personen und Verhältnisse in Rumänien mit scharfem kritischen Blicke gemessen und erkannt hatte. Am 22. Dezember 1916 übernahm Graf Czernin als Nachfolger des Baron Burian das Ministerium des Äußeren, das er am 14. April 1918 wieder verließ.

Czernin gehörte zu den wenigen Staatsmännern, von denen behauptet werden kann, daß sie ein völlig durchdachtes, festes Programm mit in ihr Amt brachten. Er hat es in einer „ungehaltenen“ Rede niedergelegt und als „Politische Betrachtungen“ etwa 1912 in einer höchst interessanten Schrift veröffentlicht. *) „Es gibt keine schlechtere Politik, als eine schwankende“, ist das grundlegende Ergebnis seiner politischen Erfahrungen. Seine Ausführungen gipfeln in einer rückhaltlos offenen Kennzeichnung der innerpolitischen Verhältnisse in Österreich-Ungarn.

„Wir leben in einer Zeit der ‚Hochkonjunktur‘ der nationalen wie der persönlichen Postulate. Die Einheit der Armee wird untergraben, der Beamtenstand in den nationalen Zwist gehegt, jede staatliche wie überhaupt die Autorität wird verfolgt, dem Gedanken der ‚Freiheit‘ werden alle Opfer gebracht, die freie Lehre, die freie Ehe, die freie Schule sind die Schlagworte unserer Zeit; aber die Freiheit, der wir damit zusteuern, ist nicht die Freiheit in ihrem edlen Sinne, in dem Sinne des Rechtes, sondern die Freiheit der Revolution und der Anarchie. Eine jede Revolution hat noch die Fahne der Freiheit ausgesteckt, und als in Frankreich der König und die Königin ermordet und Tausende von Unschuldigen geschlachtet wurden, da gab man diesem tierischen Wüten den Namen der Freiheit, und als der schimpfliche und feige Mord am Grafen Latour vollbracht war, glaubte man der Freiheit zu dienen und fast immer folgte diesem verirrten Freiheitsrausche eine harte Entnüchterung durch Pulver und Kartätschen.“

In unserer Monarchie sieht man bedenkliche Anzeichen erschütterter Autorität, hört man Reden und sieht man Handlungen, die geeignet sind bemerkt und nicht mißachtet zu werden, die mit ‚berufsmäßigem ministeriellem Optimismus‘ **) zu übersehen, ein Fehler ist. Die Männer aber, welche das Vertrauen der Krone an das Steuerruder des Staatsschiffs gestellt hat, mögen darüber wachen, daß es nicht an diesen freiheitlichen Klippen zerschellt.

Ganz Österreich gleicht einem großen Vulkan, in dessen Innern es tobt und gährt, der sich bald hier, bald dort öffnet, feuerspeiend und verderbenbringend. Ob es nur ein Streik der Beamten oder der Studenten ist, ob es ‚Laibach‘ oder ‚Schützenhofen‘ heißt — das sind alles mehr oder weniger schwere Erscheinungen einer und derselben Krankheit: der sterbenden Staatsautorität!

*) Graf Ottokar Czernin, „Politische Betrachtungen“. Selbstverlag. Zu beziehen durch Gerold u. Co., Wien I, Stefansplatz 8.

**) Baron Beck hatte sich in einer seiner Reden als „berufsmäßiger Optimist“ bezeichnet.

Das Wort des Dichters, daß „nur ein starkes Volk die Freiheit verträgt“, kommt einem in den Sinn, wenn man die Auswüchse österreichischer Freiheit sieht, wenn man den rohen Ton der Wiener Parlamentsdebatten hört, welches der oberste Hüter der Freiheit sein sollte, wenn man an die Stöcke und Steine denkt, welche die „Argumente“ der Sozialdemokraten, der Christlich-Sozialen und der Studenten bilden.

Die Zeichen der allgemeinen Unbotmäßigkeit mehren sich, überall in der Monarchie sieht man jene kleinen Wolken, welche dem Gewitter vorangehen und Sturm bedeuten! Aber wenn wir die Geschichte anderer Staaten durchblättern, so finden wir, daß diese Anzeichen, die wir jetzt bei uns erblicken, die Vorboten jener großen Umwälzungen waren, in welchem die monarchische Staatsform durch die demokratische Republik verdrängt wurde, in welchen die Anarchie ihre Orgien gefeiert, der Brand der Revolution gewütet, Recht und Gesetz zusammengebrochen sind und unter ihren Trümmern die Dynastien begraben haben.“ (S. 88/89.)

Aber von schwächlichem Zurückweichen vor der Revolution will Gzernin nichts wissen. „Es ist ein großer Irrtum in der Beurteilung der Volksseele,“ schreibt er, „ein Irrtum, dem schon so manche Dynastien zum Opfer gefallen sind, zu glauben, daß herannahende Revolutionen durch ein Nachgeben und Paktieren vermieden, durch energisches Einschreiten aber beschleunigt werden. Das Gegenteil ist richtig und wird von der Geschichte bewiesen. Denn die schwachen Regierungen stärken durch das Zurückweichen unausgesetzt den revolutionären Gegner, bis der Augenblick kommt, da er so stark geworden ist, daß allerdings die Energie nichts mehr nützt.“ (S. 83.) Entsprechend ist seine Stellung zum Parlament. „Bei allen Wahlrechtsdebatten wird,“ schreibt er, „so oft der Fehler begangen, Mittel und Zweck der parlamentarischen Institutionen zu verwechseln. Der Zweck eines jeden Wahlrechtes ist, ein den Umständen angepaßtes, möglichst arbeitsfähiges, möglichst zum Vorteile des Ganzen wirkendes Parlament zu schaffen; das Mittel hierfür ist das Wahlrecht in seiner verschiedenen Gestalt. Es wird Zeiten und Staaten geben, wo ein exklusives Wahlrecht diesem Zwecke näher kommt, — Zeiten, wo das Gegenteil aber das Ziel erreicht; es gibt kein Wahlrecht, welches kat exochen ‚richtig‘ wäre, ebenso wie es keine kat exochen ‚richtige Politik‘ gibt; und jeder Monarch zuzeiten autokratischer, zuzeiten liberaler wird regieren müssen. Ein ‚international praktisches Wahlrecht‘ propagieren, heißt soviel, wie von einer ‚international-praktischen Kleidung‘ sprechen, welche dem Eskimo des Norden dieselbe Tracht empfiehlt, als dem Neger Afrikas. Ein jedes Gesetz — also auch das Wahlgesetz — bleibt doch immer Mittel zum Zweck, wie auch die ganze Institution des Parlamentarismus nur ein Mittel ist. Zweck bleibt das Staatswohl.“ (S. 81.)

Gzernins positives Programm stützt sich auf seinen unerschütterlichen Glauben an die wirtschaftliche Kraft der Monarchie und die im Gegensatz zu ihren politischen Führern zuverlässige Staatsstreue der Völker Habsburgs. „Obwohl das Reich durch eine denkbarst schlechte Politik niedergedrückt wird, sind die wirtschaftlichen Verhältnisse gut; wie also würde dieses Reich ausblühen, wenn es bessere Minister hätte!“ (S. 79.) „Österreich gleicht dem Morphinumkranken, der seine Schmerzen nur durch stets neue Vergiftungen momentan betäubt, dessen entkräfteter Körper durch jedes dieser Mittel aber schwächer und schwächer wird, und das Ministerium

spielt die Rolle des Arztes, der diese Behandlung unterstützt." (S. 28.) Diese Angriffe beziehen sich nun nicht etwa auf das damals antretende Ministerium Beck. Aus der ganzen Darstellung geht hervor, daß Czernin nicht die gerade antretenden Männer, sondern das ganze System der „Postulatenpolitik“, des „Fortwurfstels“, der Unaufrichtigkeit und Schamlosigkeit meint, das seit dem Ausgleich von 1867 die innere Politik beherrscht.

Die Quelle des ganzen innerpolitischen Unglückes in Osterreich-Ungarn sieht Czernin in der bewußten Unaufrichtigkeit der Staatsmänner sowohl in ihren Beziehungen zu den Nationalitäten wie in rein staatsrechtlichen Fragen. Daher forderte er umgehende Nachprüfung des Ausgleichsgesetzes von 1867. „Die Beispiele absichtlicher Unklarheit und vager Umschreibung in unserer Verfassung und dem Ausgleich . . . beweisen die furchtsame Tendenz, welche die Wiener Minister geleitet hat, und ihr Streben, die Ruhe des Augenblickes mit dem zukünftigen Frieden der Monarchie zu erkaufen“ (S. 9). „Eine Regierung soll nicht selbst das Beispiel der Unaufrichtigkeit geben durch eine Gesetzesinterpretation, von der sie, wie alle Welt, weiß, daß sie falsch ist“ (S. 12). „Es gibt keinen anderen Verfassungsstaat, der einen ähnlichen Paragraphen besitzen würde, und auch in der Monarchie besteht er nur für das Wiener Parlament (der ominöse § 14). Weder Transleithanien noch die Landtage kennen ihn. In Preußen hat Bismarck vom Jahre 1862 bis 1866 absolut, d. h. gegen die Majorität des Parlaments regiert. Die Folge davon war ein ehrlicher und offener ex lex-Zustand, der erst durch die nachher vom Parlamente eingeholte Indemnität wieder behoben wurde. Ein jeder leitende Minister muß dieses Risiko auf sich nehmen auch auf die Gefahr hin, später in den Anklagezustand versetzt zu werden, weil nicht die Existenz des Parlaments, sondern das Wohl des Staates der Zweck des Regierens ist, und bei einem Konflikte das letztere entscheidet. *Salus rei publicae suprema lex!*“ (S. 13). Als „die *conditio sine qua non*, ohne die eine friedliche Zukunft überhaupt undenkbar ist“, bezeichnet Czernin „die Abgrenzung der Machtsphären zwischen Krone und Parlament“ und fährt fort: „Insbesondere ist die Demarkationslinie zwischen den Rechten der Krone und denen des kaiserlichen Parlaments absichtlich niemals gezogen worden; das ist die große politische Schuld, die die früheren Generationen auf sich geladen haben, die sich nun grausam rächt. Es wird Sache der Zukunft sein, einmal diese Verschümmnis nachzuholen“ (S. 13/14). Der Schwierigkeiten, die sich solchem Willen entgegenstellen werden, ist sich der Abgeordnete Czernin voll bewußt, und es ist kennzeichnend für seine ganze Stellung inmitten der politischen Probleme, wenn er freimütig und ungeschminkt ausspricht: „Konflikte in dem Kreise jener Rechtsfragen, welche die Basis eines monarchischen Staates bilden, bedeuten an und für sich eine große Gefahr. Sie können nur durch Gewalt ausgetragen werden“ (S. 14).

Von auswärtiger Politik ist in seinen politischen Betrachtungen nicht die Rede. Infolgedessen finden wir in ihnen auch kein ausgesprochenes Bekenntnis zum Bündnis mit Deutschland, geschweige denn eine Stellungnahme zum Dreibund. Wir irren aber sicher nicht, wenn wir ihm zutrauen, daß auch die auswärtige Politik für ihn nur ein Mittel sein kann, Osterreich-Ungarn als einen achtungsgebietenden Faktor der großen Politik wieder aufzurichten, und daß er deshalb bis zu ganz klar zutage liegenden Grenzen ein ehrlicher Freund des Bünd-

nisses genannt werden darf. Die Gelegenheit dazu, praktisch in diesem Sinne zu wirken, bot ihm sein Amt als Außenminister. Wenn sein Auftreten darin nicht ungeteilten Beifall fand, hüben und drüben sogar offene Ablehnung, so dürfen wir die Gründe weniger in seiner Person als in den Umständen suchen, von denen er einmal abhängig war. Gelegentlich einer Untersuchung über die Kriegszielpolitik unseres Bundesgenossen hin ich Anfang Februar d. J. zu der Auffassung gelangt, daß Czernin doch nicht ganz so konnte wie er gern wollte. Die Regierung wies ihm in ihrem ewigen Säwieren zwischen den Nationalitäten nicht die Wege zu großen Zielen; sie ließ sich durch wechselnde Verhältnisse treiben, was zwar den Außenminister nicht hinderte, Einzelfragen auf der Linie des geringsten Widerstandes mit einer gewissen rücksichtslosen Energie im Sinne der Monarchie zur Entscheidung zu bringen, ihn aber doch in der Entfaltung seines Könnens lähmte. „Solche Politik“, schrieb ich, „hindert durchaus nicht, Einzelerfolge auf internationalem Gebiet hereinzubringen . . . Graf Czernins Kriegsziel scheint zu sein, nicht eine organische Ausgestaltung der abgeschlossenen Epoche von Habsburgs Balkanpolitik, was eine Lösung der südslawischen Frage zur Voraussetzung hätte, sondern die Gewinnung von Rechtstiteln von Freund und Feind auf allen Grenzen, mit denen sich unter friedlichen Verhältnissen Handel treiben ließe.“*) Graf Czernin ist trotz aller Hemmungen, die ihm aus der inneren Politik der Länder seines kaiserlichen und königlichen Herrn erwachsen sind, ungemein erfolgreich gewesen. Er hat jedenfalls den Beweis erbracht, daß eine überragende Persönlichkeit mit festem Willen und großen Zielen befähigt ist, auch in unserer demokratisch-pazifistisch angefränkelten Zeit etwas Hervorragendes zu leisten. Er hat als Diplomat die Verhältnisse bei Freund und Feind genommen wie sie sind. Daß er Träger des Verzichtfriedensgedankens gewesen wäre, wird ihm wohl niemals nachgewiesen werden können, ebensowenig, wie er verantwortlich zu machen ist für die Friedensaktion vom Dezember 1916. Das sind Berliner Pflanzen! Das sind Konsequenzen der Parteiverhältnisse im Deutschen Reichstage und der Verständigungs-ideale, die unsere, die deutsche Diplomatie, besaßen. Graf Czernin hat diese Stimmungen nur als österreichisch-ungarischer Staatsmann ausgenutzt und dies um so leichter und rücksichtsloser tun können, je geringer der Widerstand war, der ihm in Berlin entgegengesetzt wurde. Welche schönere Gelegenheit aber konnte sich einem Staatsmann im Bundesverhältnis bieten, die Führung im Bunde an sich zu reißen, als jene Periode der Unsicherheit und des Tastens, die in der Reichstagsresolution vom 19. Juli 1917 ihren Höhepunkt erreichte. Nicht an die Adresse von Czernin haben wir unsere Beschwerden zu richten, wenn er von jenem Zeitpunkt ab in steigendem Maße in den Vordergrund trat und schließlich sowohl in Brest-Litowsk wie in Bukarest die Führung der Mittelmächte bei den Friedensverhandlungen übernehmen konnte und nun seine Stellung nach Kräften zugunsten der Habsburger ausnutzte. Auch der Vorwurf, daß er zu rücksichtslos mit unserem Pfunde zu Habsburgs Gunsten gewuchert habe, trifft nicht ihn, sondern unsere diplomatische Leitung. Czernin tat nur seine Pflicht, wenn er uns so vollständig wie möglich in den Dienst der habsburgischen Interessen stellte. Und daß er sich darin nicht zieren würde, sollten unsere Diplomaten gewußt haben, als er ins

*) „Grenzboten“, Heft 6 vom 8. Februar 1918, S. 155/56.

Ant trat. Von ihm stammte das nüchterne Bekenntnis: „Es liegt im Wesen der meisten Streitfälle und in dem der menschlichen Natur überhaupt, daß von zwei prozeßführenden Parteien stets beide überzeugt sind, das Recht auf ihrer Seite zu haben, und wo es keinen Schiedsrichter gibt, wird schließlich immer derjenige Teil Recht behalten, der eben der stärkere ist“, und „die Rechtsfragen werden bei Konflikten zu Machtfragen“ (S. 6).

Für den Rücktritt Czernins werden soviel Gründe angeführt, wie er erkennbare Feinde hat, und deren Zahl ist Legion. In seinem Bekenner- und Reinelichkeitsdrange hat er, eine aristokratische Coriolanusfigur, vor keiner der Mächte Halt gemacht, die unter falscher Flagge segelnd, den Bestand der Monarchie bedrohen. „Man muß in Osterreich, diesem Lande der Unwahrscheinlichkeiten, groß geworden sein, um es zu glauben, daß . . . eine k. k. österreichische Regierung es ihren Beamten verbietet, Osterreicher sein zu wollen!“ (S. 41), ruft er den Regierenden zu, und vom Parlament sagt er: „daß große Haus am Franzerring . . . gleicht einem Geschäftshaus, einer Börse, wo mit nationalen, politischen, wirtschaftlichen und staatsfinanziellen Konzessionen geschachert wird“ (S. 28). Juden und Presse fordert er heraus durch sein Urteil über die „Neue freie Presse“: „die nicht durchweg der arischen Rasse angehörenden Redakteure dieses großen Blattes . . . kämpfen jetzt den Kampf der Verzweiflung gegen ihren größten Feind . . . gegen die Christlich-Sozialen. Es liegt in der Natur des Semiten, weniger seiner eigenen besseren Überzeugung zu folgen, als vielmehr jene Tendenzen zu stützen, welche einträglich erscheinen und Gewinn versprechen“ (S. 60). Unter den Nationalitäten weist er die Tendenzen der Tschechen und Alideutschen in einem Atemzuge zurück (S. 38). Gelten läßt er lediglich diejenigen, die gut habsburgisch sind, und das ist nach seiner eigenen Meinung eigentlich nur der österreichische Adel (S. 10) und das Offizierskorps der Armee (S. 34 f.). Von den Polen spricht er mit keinem Wort! Sie soll er sich erst in Brest-Litowski durch den Ukraina-Vertrag wegen des Cholmer Landes zu Feinden gemacht haben. Zieht man alle Verhältnisse in Betracht, so möchte ich glauben, daß jene recht haben, die behaupten, Czernin sei wegen seiner grundsätzlichen Gegensätze zu den Auffassungen der Regierungsleitung gegangen. Dr. Seidler ist bekanntlich ein Mann der alten Schule der Kompromisse, und seine Regierung ist überhaupt nur durch den Kompromiß mit den Nationalitäten und Parteien lebensfähig. Es wird aus Anlaß der Rede, die Czernin vor dem Wiener Gemeinderat gehalten hat, ohne sich des Einverständnisses des Regierungschefs dazu zu versichern, zu einer ernstlichen Aussprache zwischen den beiden Ministern gekommen sein, bei der Czernin im Sinne seiner „Politischen Betrachtungen“ auf Reformen gedrängt haben mag, auf energisches Durchgreifen, auf energisches Schutz der Armee und Beamtenerschaft vor den Annahungen des Parlaments. Mit den glänzenden Erfolgen auf dem Gebiet der Friedensschlüsse in der Hand mochte Czernin ein kühnes Ultimatum gestellt haben. Kam ihm der Kaiser in dieser Richtung entgegen, so brauchte von dem Briefe an Sirt von Bourbon zwischen ihnen über den sachlichen Bedarf hinaus nicht die Rede zu sein. Und eine Regierung nach außen hin vertreten müssen, deren Unbeständigkeit jeden der mühsam erkämpften Erfolge in die Gefahr brachte, verloren zu werden, das wollte er nicht auf sich nehmen. Er ist auf seinem Weg ihr Sklave lieber, als auf dem ihrigen mit ihnen Herrscher!

Dieser Ausgang scheint mir in Ansehung der Person des Ministers und seiner politischen Vergangenheit der einzig verständliche. Sollte sich über dem berüchtigten Kaiserbrief zwischen Czernin und seinem kaiserlichen Herrn ein so tiefes Zermürfnis herausentwickelt haben, daß Czernin zurücktreten mußte, dann freilich hätten wir es doch mit einer jener unverständlichen Überraschungen zu tun, die wie ein blinder Zufall anmutet.

Wir Reichsdeutsche stehen dem Grafen Czernin mit gemischten Gefühlen gegenüber. Wo er persönlich aufgetreten ist, besonders bei den Stäben der Armeen, die er besuchte, hat seine ritterliche Art, sein überlegenes und frisches und doch die Abstände scharf markierendes Wesen ungeteilte Sympathie geweckt, wie es Führernaturen unter Menschen leicht gelingt, die ein feines Verständnis für wahre Aristokratie haben. Aus solchen Erfahrungen ist es begreiflich, wenn sich dem politischen Wettbewerber gegenüber das Bedauern regte, daß er nicht in den Reihen unserer eigenen Staatsmänner stand. Aber auch über das persönliche Moment hinaus können wir seinen Rücktritt nur bedauern. Wir verlieren nicht nur einen Maßstab, wie er für unsere eigenen Diplomaten wünschenswert wäre. Mit Czernins Rücktritt geriet unsere Hoffnung ins Wanken, daß sich die innerösterreichischen Verhältnisse in absehbarer Zeit auf den Weg der Gesundung begeben. Graf Czernin hat gerade unter den Deutschen Österreichs einen großen Anhang gefunden, weil er die Monarchie zu Selbstbewußtsein aufrüttelte und die richtigen Wege zu zeigen wußte, die zur völligen Wiederherstellung eines mächtigen Staates führen, eines Staates, dem anzugehören Lust und Ehre ist, trotzdem er die Nationalitäten beschränkte. Ein innerlich gesundes Österreich-Ungarn ist eine wichtige Vorbedingung unserer eigenen Zukunft. Bei Czernins Auffassung von den Staatsnotwendigkeiten in wirtschaftlicher und politischer Beziehung war er der natürliche Bundesgenosse des Reiches. Ein Österreich-Ungarn, in dem Deutsche und Ungarn dem Staat ihren Stempel durch die Sprache sowohl wie durch die Tüchtigkeit ihrer Armee und Verwaltung ausdrücken, kann eine slawische Gefahr kaum so stark werden lassen, daß wir in absehbarer Zeit schon gezwungen sein könnten, uns mit ihr auseinanderzusetzen. Das von Czernin so scharf verurteilte Österreich der Unklarheit und Unwahrhaftigkeit muß dagegen früher oder später als eine brennende Gefahr vor uns hintreten. So eigenwillig und herrisch Graf Czernin seine Meinungen auch vertreten mag, so groß selbst sein Ehrgeiz sein mag, das Haus Habsburg zur führenden Dynastie im mitteleuropäischen Staatenverbände zu machen, sein Wollen wird immer beschränkt sein durch die tatsächlichen Kräfteverhältnisse hüben und drüben. Deutschland braucht nicht zu fürchten, seine führende Stellung in Mitteleuropa einzubüßen, wenn Österreich-Ungarn von hervorragenden Staatsmännern geleitet wird, wohl aber, wenn wir selbst keine entsprechenden Kräfte auf den rechten Platz zu bringen vermögen.

